

Stilfragen

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **29 (1973)**

Heft 6

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

frage einmal resigniert gesagt hat, er habe sich längst daran gewöhnt, bei der Begutachtung von Dissertationen gleich auch noch die Rolle des Deutschlehrers zu übernehmen. Vielleicht ist das eine Generationenfrage. Möglich, daß die Reklamationen und erstaunten Anfragen in meiner Korrespondenzmappe samt und sonders von ältern Semestern stammen.

Diesmal ist es ein Psychiater, der in unserm Blatt eine ihm unbekannte Sprachform entdeckt hat: das Plusquam-Plusquamperfekt, also eine Vor-Vorvergangenheit. Ich muß gestehen, daß auch ich eine solche Form noch in keiner Konjugationstabelle gefunden habe. Mit den drei Vergangenheitsformen Perfekt (Ich habe gesehen), Imperfekt (Ich sah) und Plusquamperfekt (Ich hatte gesehen) sind selbst die größten Meister der deutschen Sprache bisher ausgekommen. Und doch steht es nun da: „Man hatte eine Massenpetition geplant gehabt...“ statt des normalen Plusquamperfekts „Man hatte eine Massenpetition geplant...“ Der Psychiater fühlt sich sprachlich verunsichert, um so mehr vermutlich, als der Satz in einem redaktionellen Artikel steht, dessen Autor mit seinem Hochdeutsch sonst umzugehen versteht. Wie konnte es also zu diesem Mißtritt kommen? Ganz einfach: dem Redaktor ist — wer könnte das einem gehetzten Zeitungsschreiber verübeln? — für einmal seine Mundart in die Quere gekommen. Hier nämlich ist dies die normale Form der Vorvergangenheit: „Me hät e Massepetition planet gha...“ Anders können wir diese Zeitstufe nicht ausdrücken.

Walter Heuer

Stilfragen

Substantivierung der Zeitwörter oder Nebensätze?

Was ist besser: „Der Mythos der Unbesiegbarkeit der Israeli“ oder „Der Mythos, nach dem (oder daß) die Israeli unbesiegbar seien“? Viele Leute haben eine unbesiegbare Zuneigung zu den abstrakten Hauptwörtern auf „heit“, „keit“ und „ung“; sie glauben, damit der Knappheit der Sprache zu dienen. Vielleicht werden mit diesem Mittel die Sätze auch etwas knapper; aber sie werden auch starrer und papierener. Und papierenes Deutsch ist für alle, die ein feines Ohr haben, etwas Schreckliches. Das gilt nicht nur für die Schriftsprache, sondern auch für die Mundarten. Wenn wir das an echten, träfen und ursprünglichen Wörtern so reiche Berndeutsch hören, so sind wir immer wieder erschrocken über die zahlreichen, nach Amtschimmel riechenden Wörter auf -ung, die in dieser Mundart häufiger auch wie -ung ausgesprochen werden, im Gegensatz zu vielen andern schweizerischen Mundarten, in denen das -ung wie -ig auslautet. „Zeitung“ wird immerhin auch in Bern wie Zytig ausgesprochen; aber schon, wenn das Wort „Ausbreitung“ fällt, so sagen viele Berner „Usbreitung“ statt „Usbreitig“. Versuchen wir daher, diesen abstrakten Wörtern auf -heit, -keit und -ung aus dem Wege zu gehen. Ersetzen wir sie, wie in dem einleitenden Beispiel, durch einen kurzen, eleganten Nebensatz. Das ist nicht nur besser, sondern auch schöner. An Beispielen soll es nicht fehlen. „Die Tatsache der Ausdehnung unserer Wälder“ (im Dialekt: „die Tatsach vo dr Usdehning, berndeutsch Usdehnung“, vo üsne Wälder, ganz schlecht: üserer Wälder) wird besser mit „die Tatsache, wie unsere Wälder ausgedehnt sind“ ersetzt.

„Der Glaube an die Unsterblichkeit unserer Seele“ klingt besser, wenn wir sagen: „Der Glaube, daß unsere Seele unsterblich ist“. „Die Forderung der Freiheit der Menschen“ wird eindringlicher, wenn wir sagen: „Die Forderung, daß die Menschen frei sein sollen“.

teu.

Ein unvergeßlicher Mensch

Dabei war er so vergeßlich! *Vergeßlich* — *unvergeßlich*, umsonst sucht man nach der Symetrie der beiden Begriffe. So ist das Gegenteil von *heimlich* nicht *unheimlich*, sondern *offen*, das Gegenteil von *unheimlich* aber *vertraut*. Doch sind das Ausnahmen.

In der Regel leistet die Vorsilbe *un-* treffliche Dienste, wenn es darum geht, gegensätzliche Eigenschaften zu bezeichnen: *un-angenehm*, *un-ruhig*, *un-höflich*, *un-praktisch*, *un-genießbar*. Nicht selten dient *un-* zur Abschwächung eines Gegenbegriffs: *unschön* ist schwächer als *häßlich*, *unrichtig* ist milder als *falsch*, *unwahr* ist nicht so schlimm wie *erlogen*. Wir machen davon *nicht ungern*, also ziemlich gern, Gebrauch: *uneben*, *unecht*, *unfern*, *ungut*, *unklug*, *unsauber*...

Merkwürdig ist aber, daß manche Wörter die Vorsilbe *un-* nicht annehmen, etwa *schnell*, *kalt*, *teuer*, *lächerlich*. Auffallen muß auch, daß wir wohl *unfein* sagen können, nicht aber *ungrob*, *unzart*, nicht aber *unroh*, *unsanft*, nicht aber *unhart*, *untief*, nicht aber *unhoch*.

Unser Wortschatz enthält eine Fülle von Abstufungsmöglichkeiten; doch sind bei weitem nicht alle Möglichkeiten der Wort- und Begriffsbildung ausgeschöpft. Erstaunlicher als diese Tatsache ist etwas anderes: daß jeder von uns ohne allzu große Mühe lernt, sich in einer Begriffs- und Wortwelt zurechtzufinden, die eher einem Urwald als einem Garten gleicht.

Paul Stichel

Sprachgeschichte

Ein „herrliches“ Kapitel

Die Herren der Schöpfung waren nicht immer „Herren“. In germanischer Vorzeit hieß der Herr und Gebieter *fra* oder *fro*; daran erinnern Wörter wie *Frondienst*, *frönen*, *Fronlehn*. Mit weiblicher Endung ergab sich der Begriff *fro-we*; „Frau“ bezeichnete also ursprünglich eine Herrin. Bei den Römern wurden vornehme Männer mit *domine* angeredet; das weibliche Gegenstück zu *dominus*, *Hausherr* (*domus*, das Haus) hieß *domina* — daraus ist unser „Dame“ entstanden. Wo man hinschaut in diesen Beziehungen — es ließe sich auch die parallele Wortgruppe *senior*, *signor(ina)*, *Seigneur*, *Monsieur* usw. betrachten —: die männliche Vor„herrschaft“ ist überall unbestritten, so sehr, daß sich auch für eine vornehme, edle Frau kaum ein treffenderes Beiwort als „herrlich“ finden läßt...

Dieses „Herr“ nun, heute bis ins Letzte verbürgerlicht und demokratisiert, beinahe bloße Worthülse geworden (so daß seine Abschaffung im militärischen Bereich nicht viel mehr als einen Schlag ins Wasser darstellt): entwicklungsmäßig bietet es einen kleinen Abriß der Sozialgeschichte. „Als allgemeine Anrede und Titel hat sich das Wort nur in den Städten allgemein eingebürgert“, urteilt das Schweizerdeutsche Wörterbuch 1885